

Auf dem Podium waren junge und ältere Frauen* versammelt. Sie diskutierten über (feministische) Grundsätze und Ziele „damals“ – zu Beginn der Neuen Frauenbewegung der 68/70er-Jahre – und „heute“, und darüber, welche Entwicklungen es parallel in der DDR gegeben hat.

Ein Schwerpunkt der Diskussion waren die Ziele und Aktivitäten der Frauengesundheitsbewegung in den 1980er und 90er-Jahren mit dem Aufbau der Feministischen Frauengesundheitszentren, Frauenberatungsstellen und des AKF. Daraus entwickelte sich der wissenschaftliche Diskurs unter dem Motto: „Sind Frauen* anders krank?“. Was war der gesellschafts- und gesundheitspolitische Boden für die Entwicklung der Frauengesundheitsbewegung? Und wo stehen wir heute? Stimmen die Vorstellungen der jungen und der älteren Frauen* über Gesundheit überein oder gehen sie auseinander? Was erwarten die verschiedenen Frauengenerationen in Bezug auf geschlechtsspezifische Medizin und Psychotherapie und in Bezug auf Körperlichkeit, Sexualität und psychische Gesundheit?

Wir suchen im AKF gemeinsame Debatten und Aktivitäten mit den Zusammenschlüssen der jungen feministischen Bewegung, z. B. der „Mädchenmannschaft“, dem Missy-Magazine und dem Magazin „Wir Frauen“.

Kerstin Wolff (Historikerin), Moderatorin

Die Podiumsdiskussion drehte sich um die Frage, ob und wenn ja welche Unterschiede es zwischen den verschiedenen Generationen von Feministinnen in Bezug auf Gesundheit gibt. Das Podiumsgespräch war so aufgebaut, dass jede der Teilnehmerinnen durch die Moderatorin vorgestellt wurde und durch eine Einstiegsfrage (die abgesprochen war), direkt nach der biographischen Vorstellung Gelegenheit erhielt, ihre Position zu schärfen. Die Einstiegsfrage berührte immer den Zusammenhang von Feminismus und Gesundheitspolitik.

Bei den „älteren“ Feministinnen wurde dabei deutlich, dass das Thema Gesundheit, bzw. der frauenverachtende Umgang damit (z.B. massenhafte Gebärmutterentfernungen in den 70er Jahren), ein wichtiger Motor für das eigene Engagement darstellte. Vor allem bei den Berichten von Helke Sander und Barbara Ehret, die beide stark biographisch gefärbt waren, wurde die starke Verbindung deutlich. Ohne Feminismus, bzw. eine feministisch geprägte Gesellschaftskritik, wäre eine frauenorientierte Gesundheitspolitik nicht möglich gewesen. Bei den Statements der „Jüngeren“ war auffällig, dass hier die gleichen Themen angesprochen wurden, wie bei den „Älteren“ aus den 1970er Jahren. Auch hier drehte sich vieles um Schwangerschaft / Verhütung / Geburt, die damit zusammenhängenden Fragen nach einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie speziell damit zusammenhängenden Gesundheitsfragen. Darüber hinaus wurde sehr vehement das Problem der Normierung des weiblichen Körpers thematisiert. Das ständige Anwachsen von „Schönheits“operationen (auch im Intimbereich) ist als Zeichen einer zunehmend restriktiveren Körperpolitik zu verstehen. Schriften von jungen Feministinnen (wie z.B. Laurie Penny, 2012) machen deutlich, dass dieser Prozess nach wie vor tiefe Einschnitte (auch im tatsächlichen Sinne) im Leben von jungen Frauen hinterlas-

sen hat. Essstörungen und Selbstverletzungen sind dafür äußere Zeichen. Im Podiumsgespräch über diesen Themenzusammenhang wurde deutlich, dass sich hier eine Entwicklung massiv zugespitzt hat. Zwar gab es auch in den 1970er Jahren schon gesellschaftliche Vorstellungen über den weiblichen Körper, doch durch die Entwicklung und die gesellschaftliche Anerkennung von „Schönheits“-operationen ist der Zwang, sich diesen Normen anzupassen, gestiegen. Auf die Frage, wie diesem Trend beizukommen ist, waren sich alle Beteiligten einig, dass nur durch Bildungs- und Aufklärungsarbeit hier etwas getan werden kann.

Ein weiterer wichtiger Diskussionspunkt war die Frage, wie zwischen einer positiven Selbstsorge und einem negativen Selbst-versorgen-Müssen produktiv unterschieden werden kann. Denn deutlich wurde, dass die als individuelle Befreiung gedachte gesellschaftliche Entwicklung seit den 1970er Jahren sich auch in einem Rückzug gesamtgesellschaftlicher fürsorglicher Angebote zeigt. Aus einem „Sich-selber-kümmern-wollen“ wird relativ schnell ein „Sich-selber-kümmern-müssen“, welches durch die ungerecht verteilten Zugänge zu gesellschaftlichen Ressourcen nicht mehr für alle Menschen gewährleistet wird.

Auf die Frage, ob es Unterschiede zwischen „West“- und „Ost“-Erfahrungen gibt, konnte Hildegard Maria Nickel aufgrund fehlender Forschungsergebnisse nur grobe Aussagen treffen. Es scheint bislang so, als wenn das Gesundheitssystem im Osten durch eine starke Feminisierung „geschlechtergerechter“ war als im Westen. Dazu muss einschränkend allerdings gesagt werden, dass die Daten- und Forschungsgrundlage nach wie vor unzuverlässig ist.

Fazit: Es hat sich gezeigt, dass sich trotz unterschiedlicher Feminismuskonzepte und sich geänderten Sprachformen die Probleme, die die „Älteren“ in den 1970er Jahren erkannten, bisher nicht vollständig gelöst werden konnten. Vieles hat sich verschoben, es ist unsichtbarer geworden und wurde durch andere als „gesamtgesellschaftliche Fortschritte“ verbuchte Faktoren überdeckt. Deutlich wurde, dass, bei allen Unterschieden, „alte“ und „junge“ Feministinnen gut ins Gespräch kommen können und sich viele Übereinstimmungen zeigen. Bei einigen Problemen ist es sogar so – wie eine DiskutantIn aus dem Publikum feststellte, – dass die „jungen Feministinnen“ es heute viel schwerer haben. Eine Einschätzung, die von allen Podiumsteilnehmerinnen geteilt wurde.

Isolde Aigner (Redakteurin „Wir Frauen“)

Die Veranstaltung hat mir nicht nur sehr gut gefallen, sie hat mir viele neue Impulse mitgegeben und neue Perspektiven eröffnet, insbesondere bei den Themen zur Verhütung.

Ich empfand den Austausch zwischen ‚älteren‘ und ‚jüngeren‘ weitgehend sehr wertschätzend und es wurde auch deutlich, dass ‚ältere‘ Themen heute noch hochaktuell, wenn auch neu akzentuiert sind, wie zum Beispiel der Umgang mit der Selbstsorge und Körperpolitiken. So gibt es heute zwar theoretisch mehr Wissen über die gesundheitlichen Auswirkungen der Pille, gleichzeitig tauchen diese im Diskurs um die Pille weniger auf, während der Diskurs um die Pille als Lifestyleprodukt mit flotten Namen und bunten Packungen eher dominant ist. Das stellt Frau vor ähnliche Herausforderungen wie in den 1970er Jahren. Zudem fand ich die Themenzusammenstellung sehr gut, weil nicht nur ‚junge‘ und ‚ältere‘ Perspektiven, sondern auch z.B. lesbische Lebenslagen berücksichtigt wurden.

Grundsätzlich sind mir die Schilderungen der feministischen Kämpfe der Frauen in den 1960er und 1970er Jahren im Gedächtnis geblieben, wie von Frau Dr. Ehret, die sich dafür eingesetzt hat, dass die „inflationäre“ Entfernung der Gebärmutter bei Frauen eingedämmt wird.

Aber auch die Schilderungen von Frau Sanders waren besonders eindrucksvoll, genauso wie der von ihr ausgestrahlte Film, der auf bemerkenswerte Weise die gesundheitlichen Auswirkungen der Pille bei jungen Frauen beleuchtete. Dabei wurde besonders deutlich, welchen Schwierigkeiten jungen Frauen ausgesetzt sind, da sie u.a. wenig über gesundheitliche Risiken aufgeklärt werden. Auffallend war, dass hier Frauen unterschiedlicher Bildungshintergründe interviewt wurden, so dass das Thema und die jeweiligen Perspektiven darauf auf sehr vielfältige Weise ausgeleuchtet wurden. Ich habe die größte Hochachtung vor diesen Frauen und ihren Kämpfen und es war mir eine Ehre, mit ihnen auf dem Podium sein zu dürfen. Ihr Kampfgeist und ihr Mut inspirieren mich sehr und so hat die Tagung mir auch noch mal deutlich gemacht, wie unabdingbar es ist, das eigene feministische „Sein“ stets im Blick zu behalten. Im [Wissenschafts]Alltag geht das viel zu oft unter.

Eine neue Perspektive hat sich mir eröffnet, als Dr. Barbara Ehret die These einwarf, dass die Pille (und die damit verbundenen Untersuchungen beim Frauenarzt um das Rezept zu bekommen) mitunter zu einer Kontrolle des weiblichen Körpers durch ÄrztInnen führte und führt.

Das Mutter-Tochter-Gespräch zur Pille war sehr spannend, weil hier gezeigt werden konnte, wie sich die Intention, die Pille zu nehmen, in den letzten Jahren verändert hat – hin zu einem Lifestyle-Produkt. Auch die Idee, einen Mutter-Tochter-Dialog zu machen, fand ich sehr innovativ und fand auch, dass sich beide sehr gut ergänzt haben.

Bei der letzten Podiumsdiskussion fand ich schön, dass Frauen mit unterschiedlichsten Lebenslagen und Herausforderungen (intersektionale Perspektive) interviewt wurden. Ich hatte hier aber auch das Gefühl, dass die Kritik junger Feministinnen an kapitalistischen Strukturen und dem damit verbundenen Leistungsdruck, dem junge Frauen ausgesetzt sind (hier von Sookee eingebracht), von den ‚älteren‘ auf dem Podium nicht wirklich ernst genommen wurde, es wurde sogar als „Ökonomiebashing“ abgetan. Hier stellt sich mir die Frage, ob alle Feministinnen der „älteren“ Generation nachvollziehen können, welchen komplexen, auch widersprüchlichen Herausforderungen sich junge Frauen stellen müssen, wie befristete Verträge, Entsolidarisierungsprozessen am Arbeitsplatz und dem Tabu, über seine „Grenzen“ zu reden etc. Vielleicht kann man hier zukünftig noch mal anknüpfen.

Zudem empfand ich es als merkwürdig, dass Sookee an einer Stelle der Diskussion einen Aspekt nicht ausführen durfte, bzw. die Moderatorin sie auf eine - meines Erachtens – zu strenge Art abwürgte. Ich habe nicht ganz verstanden, warum sie an der Stelle nicht ausreden konnte.

Die jeweiligen Tagesabschlüsse (der schon geschilderte Film von H. Sander), aber auch den Auftritt von Sookee, fand ich total gelungen. Sie haben die Gesamtveranstaltung sehr gut gerahmt.

Zu meiner These: Gesundheit und Selbstsorge setzt Emanzipation voraus. Ich möchte hier mal kurz auf die Serie GNTM von Heidi Klum eingehen. Diese hat einen hohen Marktanteil bei den der 12 – 17-Jährigen. Laut

Dr. Sommer ist jedes zweite Mädchen mit dem eigenen Körper nicht zufrieden, vor den Start von GNTM waren das 20 Prozent weniger. Es braucht die emanzipatorische Aufklärung darüber, wie Selbstermächtigung für junge Frauen zum Beispiel in Punkto Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper funktionieren kann. Zum Beispiel kann im politischen Bildungsbereich, in dem ich tätig bin, die Vielfalt von Frauenkörpern- und -moden aufgegriffen und erst einmal sichtbar gemacht werden. Auch queerfeministische Projekte wie „Ruby Tuesday“ können hierzu beitragen. Dabei handelt es sich um ein Festival, das im Sommer stattfindet und sich an jugendliche Mädchen wendet. Hier können sie einerseits Musikinstrumente lernen und gemeinsam und unter Anleitung von Musikern zusammen Musik machen. Gleichzeitig gibt es Bildungsangebote und Workshops z.B. zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper. Hier wird also die politische Bildung und Aufklärung in „lebensnahe“ Räume verankert.

Darüber hinaus brauchen wir für ein gesundes Leben: Feministische Aufklärung gerade bei Mädchen – und ganz wichtig auch Jungen – über verschiedene Lebensformen, Arbeitseinteilungen. Im Rahmen der politischen Bildungsarbeit habe ich in Workshops zum Beispiel einen jungen Mann vorgestellt, der davon berichtet, wie er sich gegen das patriarchale Modell wehrt und die Jungs fanden das total toll, habe aber auch gesagt: „Das kannte ich gar nicht.“ Wir brauchen solidarische Räume, in denen offen über Belastungsgrenzen gesprochen werden kann. Neben einem staatlichen Ausbau von Kinderbetreuung brauchen wir wieder mehr solidarische Netzwerke. Es muss aufhören, dass Familie immer als geschlossener Raum gesehen wird, auch abgeschnitten wird von der Gemeinschaft. Ich selber organisiere das gerade zusammen mit einem Paar, wo sie als Studentin ein Kind bekommt und wir jetzt schauen, wie wir sie unterstützen können mit Zeit. Und das, denke ich, sind wichtige emanzipatorische Schlüssel für ein Leben mit Selbstsorge, das mich vor dem Ausbrennen schützt. Damit ich leidenschaftlich brenne, aber nicht ausbrenne.

Anna Berg (Bloggerin und freie Autorin)

Die Podiumsdiskussion habe ich – wie die gesamte Tagung – als sehr bereichernd und anregend empfunden. Es war mir eine Ehre, mit diesen Frauen und so viel gesammelter Erfahrung gemeinsam auf einem Podium sitzen zu dürfen. Der Austausch verschiedener feministischer Generationen untereinander ist für mich in meiner Arbeit als Aktivistin unerlässlich. Nur so können wir uns gegenseitig inspirieren und voneinander lernen. Dabei war die Diskussion geprägt von gegenseitigem Respekt. Dieser ist nicht nur die Grundlage für jede erfolgreiche Zusammenarbeit, ja, allein schon der Austausch von Aktivistinnen untereinander wird nur dann fruchtbar sein, wenn wir die Andere, ihre Haltungen und Überzeugungen, respektieren – auch dann, wenn uns manches fremd erscheint, vielleicht auf den ersten Blick gar unserer eigenen Überzeugung entgegen zu laufen scheint. Die „Jüngeren“ dürfen nicht vergessen, welch langen Weg die Frauenbewegung schon gekommen ist. Das erfahren sie am besten aus Gesprächen mit den „Älteren“. Doch auch die Älteren müssen daran denken, dass ein „das hatten wir doch alles schon“ den Jüngeren nicht weiter hilft. Im Gegenteil, das sollte uns alle vereinen, denn die Jüngeren sollten diesen Satz nicht auch wieder zu ihren Kindern und Enkel_innen sagen müssen.

Ich bin der Meinung, dass wir alle viel mehr darüber sprechen sollten, was uns vereint als über das, was uns trennt. Warum sollten Frauen aus verschiedenen feministischen Generationen nur immer wieder über ihre unterschiedlichen Zugänge und Erfahrungen sprechen? Warum nicht darüber, welche Themen sie bewegen

und wie sie ihre verschiedenen Hintergründe einbringen können, um von einander zu lernen und gemeinsam Dinge zu bewirken? Nur wenn wir Schulter an Schulter stehen, vielleicht manchmal mit Unverständnis, aber immer mit Offenheit und Neugierde auf die andere, werden wir die Gesellschaft verändern können.

Barbara Ehret (Frauenärztin und AKF-Mitglied)

Mein Zugang zum Feminismus war ein sehr pragmatischer und doch typisch für Frauen aus meiner Generation: Angesichts der in den 1970er Jahren um sich greifenden Praxis gynäkologische Operationen, besonders Gebärmutterentfernungen, ohne medizinische Indikation durchzuführen, ging ich wütend und enttäuscht auf die medialen und auf die berufsständischen Barrikaden. Die Aussage meiner Berufskollegen „eine Frau ab 40 braucht die Gebärmutter nicht mehr“ erlebte ich als gegen Frauen gerichtete Gewalt. In meinem Berufsstand und in etablierten Institutionen fand ich nur halbherzige Unterstützung für meinen Protest und einen eisigen Gegenwind. So ergab es sich, dass ich die bis dahin akzeptierten patriarchalen Strukturen in Frage stellte und den Kampf um Informiertheit, Gleichberechtigung und Menschenwürde in der Gynäkologie aufnahm.

Meine zunächst einsamen Aktionen verbanden sich mit der feministischen Frauengesundheitsbewegung der 1980er Jahre. Es ging um die Rückeroberung des weiblichen Körpers. Hier gab es zahlreiche Aktivitäten: Selbstuntersuchungskurse, Stillgruppen, Demonstrationen, Protestbücher. Die feministische Frauengesundheitsforschung lieferte der Frauengesundheitsbewegung die wissenschaftliche Munition und stand parteilich hinter den Frauen. Die in vielen Städten entstandenen Frauengesundheitszentren erfreuten sich großen Zuspruchs, wurden allseits respektiert und selbstverständlich durch öffentliche Mittel subventioniert.

1993 gründeten wir den multiprofessionell organisierten AKF, in dem viele feministische Kräfte der Frauengesundheitsbewegung gebündelt wurden. Dies bedeutete Gefahr für die etablierten medizinischen Strukturen vor allem auch deshalb, weil es sich herausstellte, dass es zahlreiche Gynäkologinnen gab, die, so wie ich, die Entwicklung in der Frauenheilkunde äußerst kritisch beurteilten und dem AKF beitraten.

Bis etwa Mitte der 1990er Jahre war die feministische Welt klar und überschaubar und hatte parteiliche Verbündete in vielen gesellschaftlichen Institutionen in den Gesundheitswissenschaften, den Frauenselbsthilfegruppen und in der Politik. Das Ziel, die Gleichstellung von Frauen und Männern sowie die gesellschaftliche Teilhabe und die Selbstbestimmung, erschienen nur erreichbar durch die Bekämpfung von patriarchalen Strukturen.

Danach änderte sich die Szene. Die wichtigsten Themen waren – vermeintlich – ausgekämpft und die klaren Linien verblassten. Die bisherigen Gegner formierten sich neu und suchten sich Verbündete unter den Frauen. Die Frauenselbsthilfegruppen nach Krebs beispielsweise, zuvor große Kritiker des Medizinsystems, verbanden sich mit Kliniken, Ärzten und der Pharmaindustrie, vertrauten sich der Apparatedizin und der Chemotherapie an und saßen mit ihren Chirurgen und Radiologen auf den von der Pharmaindustrie gesponserten Podien. Gender Mainstreaming, eine einleuchtende Gegenüberstellung von Frauen- und Männergesundheit, löste die feministische Frauengesundheitsbewegung ab, die parteiliche Frauengesundheitsforschung verlor an Kraft, schon deshalb, weil es den Forscherinnen an Drittmitteln fehlte.

Auch der weibliche Körper erfuhr einen Bedeutungswandel: Eine wichtige Forderung des Feminismus war die Rückeroberung des weiblichen Körpers. Es ist unbestritten, dass wir Frauen selbst begonnen haben unseren Körper zu manipulieren, und wir haben durch die sichere Empfängnisverhütung auch viel gewonnen: sexuelle Freiheit, Selbstbestimmung und auch die Emanzipation der Frauen in der heutigen Form wären ohne Pille nicht möglich gewesen. Wir haben aber auch viel bezahlen müssen, indem wir uns auf subtile Weise in unserer Freiheit beschränken ließen. Die sexuelle Verfügbarkeit, die alleinige Verantwortung für die Empfängnisverhütung durch die Frau und die hormonelle Manipulation sind derartige Beschränkungen. Ebenso schwer wiegt die lebenslange Kontrollbedürftigkeit der Frau durch die Medizin, die mit der halbjährlichen Pillenkontrolle begann und unter dem Vorwand von Früherkennungsuntersuchungen, Mammographiescreening, Wechseljahrhormonen, Mädchensprechstunde etc. zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit geworden ist. Die Kontrollierten vertrauen ihren Kontrolleuren: Die Operationszahlen steigen an, die Kaiserschnittfrequenz liegt bei über 30% und auch die Wechseljahrhormone werden wieder häufiger verschrieben.

Was fehlt: Das öffentliche Bewusstsein, dass Frauen noch längst nicht alles erreicht haben, ein Wissen junger Frauen über die manipulative Potenz der Gynäkologie, der historische Bezug und damit eine Bewertungsbasis und Kontinuität in der feministischen Frauengesundheitsbewegung.

Helke Sander (Filmemacherin)

Ich habe innerhalb der Podiumsdiskussion vor allem Rückschau gehalten. Ich berichtete über die Entwicklung der Standpunkte der Frauenbewegung zur Pille, dem Paragraphen 218 und Verhütung und sprach außerdem über das Buch von Brot und Rosen (Frauenhandbuch Nr. 1, 1. Aufl. 1972). Am Abend führte ich in den Film „Macht die Pille frei?“ von 1972 ein.

Martina Schröder (FFGZ e.V.)

Selbstbestimmung ist heute sicherlich ein problematischer Begriff, da er in die Nähe von Selbstmanagement oder individualisierte Medizin gerückt wird. Die Geschichte der Frauengesundheitsbewegung zeigt, dass wir immer die kollektive Selbstbestimmung verfolgten und dass es um die Abwehr von Fremdbestimmung geht. Es ging und geht immer noch um die Veränderung von Strukturen und Gesetzen: z.B. die Abschaffung des § 218, immer noch aktuell, die Ablehnung der Reproduktionsmedizin mit ihrem Machbarkeitswahn und ihrer Kontrollfunktion bis hin zu Eugenik, die Einführung des Gewaltschutzgesetzes, um Gewalt gegen Frauen zu ächten. Um Selbstbestimmung in unserem Sinn möglich zu machen, war es notwendig, alternative Strukturen und Möglichkeiten zu entwickeln. Die Selbsthilfe- und Gesundheitsbewegung, die Wiedereinführung unschädlicher Verhütungsmittel wie Diaphragma und Portiokappe, die Wiederentdeckung und Verbreitung alternativer Heilweisen sind Beispiele dafür. Alles dies hat seine Wurzeln in der Frauengesundheitsbewegung.

Als Orte fungieren die Frauengesundheitszentren, die Wissen zusammentragen und zugänglich machen, Erfahrungsaustausch ermöglichen und die Selbstermächtigung zur mündigen Patientin unterstützen. Die Entwicklung der Frauengesundheitswissenschaften und Frauengesundheitsnetzwerke hat seitdem dazu beigetragen, bestimmte Themen voranzubringen und die Politik herauszufordern. Der Austausch mit jungen Frauen, die sich in Selbsterfahrungsgruppen zusammen finden, zeigt, dass sie sich letztlich mit den gleichen

Fragen herumschlagen, somit ist die Erlangung der Selbstbestimmung ein gemeinsames Thema. Die jungen Frauen befinden sich heute aber in einer anderen Situation als wir damals und müssen selbst herausfinden, welches ihre Strategien sein können, welche Themen für sie wichtig sind. Z.B steht das Thema Beziehung und Umgang mit dem Körper heute in einem ganz anderen Kontext als in der 1970er Jahren.

Es ist aus meiner Sicht nicht der kleinste gemeinsame Nenner, sondern ein sehr großer. Kollektive Selbstbestimmung umzusetzen, ist eine schwierige Aufgabe, zumal wir heute mehr im Blick haben, dass sich Frauen in sehr unterschiedlichen Lebenslagen befinden, die viel stärker berücksichtigt und einbezogen werden müssen.

Hildegard Maria Nickel (Professorin für Soziologie und Geschlechterverhältnisse:

Feminismus-Bashing und neue Herausforderungen

Seit längerem schon findet eine mediale und akademische Debatte um den Feminismus und die Frauenbewegung statt, erklären die einen beides für erledigt, weil entweder Gleichberechtigung verwirklicht oder der Feminismus im Gewand von Gender Studies, Gender Mainstreaming und Wellness-Feminismus vereinnahmt worden sei. Manche glauben gar, der Feminismus der westlichen Welt sei zum Sparringspartner des Neoliberalismus mutiert. Die Anderen betonen dem gegenüber, dass gerade angesichts der Krise(n) des Kapitalismus Feminismus und Frauenbewegung eine neue, aktuelle Relevanz haben und die politische Auseinandersetzung um den Feminismus sei als Kampfansage und als Herausforderung „to think big“ zu begreifen. Zu letzteren zählt nicht nur eine Reihe namhafter Feministinnen der „zweiten Welle“, sondern auch eine m. E. wachsende Zahl von jungen Leuten, Studierenden, jungen, sich als Feministin positionierenden Frauen (und Männern). Allen Vorurteilen zum Trotz gibt es eine „neue politische Generation“ (Lenz/Pretau 2009), die wieder hungrig nach widerständigem politischen Denken, Eigensinn und gesellschaftlichen Utopien ist. Allerdings scheint es einen (Generationen-)Konflikt zu geben. Ich plädiere mit Ute Gerhard für mehr Gelassenheit: *„Niemand, auch unverbesserliche Feministinnen, können nicht erwarten, dass junge Frauen heute in ihre Fußstapfen treten. Denn ebenso wenig, wie eine soziale Bewegung auf Dauer gestellt werden kann – dann wäre sie ja keine Bewegung mehr – können ihre Vertreterinnen erwarten, dass Frauen einer anderen Generation ihre Strategien, ihre Vorstellungen von Emanzipation, ihre Vorgehensweisen und Errungenschaften widerstands- und kritiklos übernehmen ... Zur Selbstfindung und zur von vielen Generationen von Feministinnen leidenschaftlich erstrittenen Freiheit und Selbstbestimmung gehören Kritik und Distanzierung zu Vorgefundenem sowie neuartige Zugänge und Strategien ...“.*

Was hat sich verändert?

Der Feminismus der „zweiten Welle“ fand Gehör, weil sich mit ihm erstens eine von vielen geteilte Kritik an den vorhandenen (partriarchalen) Verhältnissen wie auch an der männlichen Organisation von Macht und an den damit verbundenen Herrschaftsverhältnissen in Politik, Wirtschaft und in der Familie verband. Zweitens bündelte er Massen in einer Bewegung, weil er eine solidarische Perspektive enthielt, die nicht nur auf das

eigene Klientel bezogen war. Drittens formulierte er Themen, die von allgemeiner gesellschaftlicher Bedeutung waren.

Die zentralen Veränderungen der letzten 20 bis 30 Jahre heißen radikale „Vermarktlichung“ und „Ökonomisierung“ der gesellschaftlichen Verhältnisse. Damit ist eine neue Stufe der Individualisierung, Konkurrenz und „Selbstführung“ erreicht. Im Sinne neoliberaler Politik ging es in den letzten Jahren zunehmend um Eigenverantwortung, Selbstmanagement und „Selbstermächtigung“. Individueller Selbstvertretungsanspruch behauptete sich gegenüber kollektiven Interessenvertretungsstrukturen. Das betrifft auch Solidarisierungsnormen und -formen der feministischen Bewegung. Frauenprojekte, auch Frauenbeauftragte, können ein Lied davon singen. Zugleich liegt hier eine/die neue Herausforderung für den Feminismus als ein politisches Projekt: „individualisierende Macht“ (Foucault) und im Grunde positive, gewollte Selbstermächtigung der Einzelnen müssen (wieder) mit dem Paradigma der Solidarität verknüpft werden. Die Frage ist, wie und ob die junge Generation das auch so sieht.

Während sich Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis nach wie vor an der schlechteren Stellung der Frauen im Beruf, niedrigeren Einkommen oder der im Vergleich zu Männern miserablen sozialen Absicherung im Alter ablesen lassen, sich also nach wie vor in Verteilungsstrukturen zeigen, kommen die neuen Lebensmuster und -stile jüngerer Frauen, die sich fraglos deutlich verändert haben, einer „kulturellen Revolution“ gleich. Doch dieser Widerspruch zwischen wenig veränderten Verteilungsstrukturen auf der einen und einer kulturellen Revolution der Lebensstile und -muster auf der anderen Seite wird durch einen neoliberalen Deutungsrahmen verdeckt. Angesichts der neuen Wahlfreiheiten, die Frauen (vermeintlich oder tatsächlich) haben, ist jede für sich selbst verantwortlich, nur individuelle Leistung zählt. Wer heute diskriminiert wird, ist selbst Schuld - ganz im Sinne des neoliberalen Zeitgeistes. Zu fragen ist deshalb: „Hat demnach die selbstbewusste Überzeugung, die Probleme individuell lösen zu können, unbemerkt wieder zu einer Privatisierung jener Problematiken geführt, die von der neuen Frauenbewegung mühsam auf die Agenda gesetzt wurden?“ (Ute Gerhard)

Beispiele für die individualistische Wende in der Feminismus-Debatte:

1. Thea Dorn, „Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird“ (2007)

Im „alten“ Feminismus „ging es um konkrete politische Forderungen bzw. rechtliche Gleichstellungsschritte. Diese Kämpfe sind in der westlichen Welt mit dem Ende des 20. Jahrhunderts ausgefochten. Ein neuer Begriff muss gefunden werden für Frauen, die neue Wege zwischen Feminismus und Karriere gehen. Es geht um „Klasse-Frauen“, um die neue F-Klasse, die keinen unerwünschten Überbau des 70er Jahre Feminismus mit sich herum schleppen will.

2. Meredith Haaf/Susanne Klinger/Barbara Streidl, „Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht“ (2008)

Der Diskurs der Altfeministinnen, der Mütter, sei altmodisch und rückwärtsgewandt. Endlich sollen diejenigen eine Stimme erhalten, um die es eigentlich geht: junge Frauen, die mit dem Feminismus Spaß haben wollen. Kommentar „Der Spiegel“: „Sie reden vom Feminismus, aber sie meinen etwas anderes als ihre Mütter ... sie meinen viel Pragmatismus, wenig Ideologie; Cool, schlau, selbstbewusst – das sind die neuen Femi-

nistinnen. Es geht ihnen um alles: Intellekt, Sex, Kinder und Karriere, Verantwortung und Freiheit. Nicht gegen die Männer wollen sie kämpfen, sondern gemeinsam mit ihnen gegen ungerechte gesellschaftliche Strukturen (Klappentext) – und in aller erster Linie soll das alles Spaß machen.“

Alice Schwarzer liegt m.E. nicht ganz falsch, wenn sie den „Alphamädchen“ und der „F-Klasse“ „Wellness-Feminismus“ vorhält: Sie interessieren sich für ihre ganz persönlichen Belange, sprich für Karriere und Männer. „Es ist neu, dass man sich einer solchen Kaltherzigkeit nicht einmal schämen muss, sondern im Namen des Feminismus zum Programm erhebt!“

3. Bascha Mika, „Die Feigheit der Frauen“ (2011)

Die einzelne Frau ist schuld, dass sie in „Rollenfallen“ tappt und eine „Geiselmoralität“ entwickelt, persönliche, individuelle Feigheit wird so zur Ursache von Ungleichstellung der Frauen.

4. Das waren nur einige Beispiele für die individualistische Wende des Feminismus. Allerdings gibt es auch jene Suchbewegungen einer „neuen politischen Generation“, die ich anfangs erwähnte. „Darum Feminismus!“ ist eine Publikation aus diesem Bemühen heraus (Hg. Affront, 2011). Auch „SlutWalks“ verstehen sich als (queer-)feministische Raumnahme, die politische Interventionsversuche einer neuen Generation sind. Anders als die Frauenbewegung meiner Generation rücken junge Frauen die „Unterdrückungstriade“ Race, Klasse und Geschlecht in den Fokus. Oder, wie es die Macherinnen des „Missy Magazine“ (Eismann, Köver, Lohaus) formulierten, Merkmale des Dritte-Welle-Feminismus sind:

- Kritik an der Vorstellung von einer gemeinsamen „weiblichen Identität“ oder der Kategorie Frau als Basis von Feminismus;
- Kritik an der binären Opposition Mann-Frau, Betonung der „vielen“ Achsen von Macht und Differenz (Klasse, sexuelle Orientierung, ethnische Zugehörigkeit, Alter etc.);
- Bezug auf Queer Theory und Postkoloniale Theorie;
- Wiederaneignung der in der Zweiten Welle angeblich als „typisch weiblich“ verschrieenen Symbole (Lippenstift und Nagellack) und Tätigkeiten (Handarbeiten);
- Do-It-Yourself als Aufwertung traditionell weiblich konnotierter Tätigkeiten (Radical-Crafting-Bewegung).

Besonderheiten im Osten?

In der DDR hat es so etwas wie einen Staatsfeminismus und eine „patriarchale Gleichstellungspolitik“ gegeben. Das hatte ambivalente Folgen: Einerseits begünstigte es den bis heute erhaltenen „Gleichstellungsvorsprung“ von ostdeutschen Frauen gegenüber westdeutschen; andererseits stellte das aber auch das selbstbestimmte Handeln, soziale Bewegung still und führte zu einer „Emanzipation von oben“. Frauenpolitik in der DDR war „Stellvertreterpolitik“, in der Männer Politik für Frauen machten. Zunächst stellte vor allem die DDR-Frauen-Literatur eine kritische Teilöffentlichkeit her, die literarisch diskutierte, was diese Politik mit

Frauen machte (Morgner, Wander, Wolf u. a.). Von einer Frauenbewegung kann nicht geredet werden, eher von in den 1970er und 80er Jahren entstehenden, isoliert arbeitenden Frauennetzwerken.

Frauen und Gesundheit war ein in der DDR sehr widersprüchlich besetztes Thema. Die in den 1980er Jahren sich bildenden Frauennetzwerke beschäftigten sich m. W. kaum damit. Der erste und letzte Frauenreport der DDR von 1990 hält fest: „Während einerseits progressive Entwicklungen verwirklicht wurden (z. B. mit dem System prophylaktischer Betreuung oder mit der Möglichkeit der freien Entscheidung über Zahl und zeitlichen Abstand der Geburt von Kindern), traten andererseits vielfältige Konflikte auf, die die Gesundheit der Frauen außerordentlich und überdurchschnittlich belasteten, letzteres aufgrund der Situation im Gesundheitswesen im Allgemeinen und auf dem Fachgebiet Gynäkologie im Besonderen, vor allem aber infolge der Doppelbelastung der Frauen, insbesondere Mütter, durch Beruf und Familie“ (Frauenreport '90, S. 153). Hier müsste erst noch Aufarbeitung geleistet werden, ein Beispiel für unerledigte Themen „Nur eine Spritze, Der Hepatitis-Skandal 1978/79“ im MDR.